



Anstelle des unlängst verstorbenen Bischofs der Alt Katholiken Weber ist der bisherige Generalvikar Josef Demmel zum Bischof gewählt worden. Bischof Demmel steht im 60. Lebensjahre, er stammt aus Regensburg in Bayern und wurde 1875 zum Priester geweiht. 1879 wählte ihn die altkatholische Gemeinde in Bonn zu ihrem Seelsorger. Im Januar 1896 wurde er zum Generalvikar des Bischofs Weber ernannt, dem er jetzt auf dem Bischofsstuhl gefolgt ist.



Frau Magdalena Neff geb. Meub aus Karlsruhe hat das pharm. Staatsexamen mit Note I (sehr gut) bestanden. Sie erhielt als erste und bis jetzt einzige Frau in Deutschland die pharm. Approbation und damit das Recht, selbständig eine Apotheke zu führen.

Mannigfaltiges.

— Den Automobilverkehr über die Simpsonstraße, der bisher verboten war, hat die Regierung des Kantons Wallis jetzt gestattet, doch darf die Maximalgeschwindigkeit bei der Fahrt 10 Kilometer in der Stunde nicht übersteigen, auch darf nach 3 Uhr nachmittags weder von Brig noch von Gondo, den beiden Endpunkten der Straße, ein Fahrzeug mehr abgehen.

— Ein altes Massengrab ist neulich im Walde bei Hardehausen (Kreis Warburg) aufgefunden worden. Beim Begehau legten die dort beschäftigten Arbeiter zahlreiche Gebeine zutage. Die Schädel zeigten, wie sofort festgestellt wurde, eine außergewöhnlich niedrige Stirnbildung, so daß man annimmt, daß es sich nicht um einen germanischen Stamm handelt. Auch wurden einige kleinere Tongefäße gefunden. Es scheint sich um ein altes Kriegergrab zu handeln, das auf die Kriegszüge Karls des Großen, die diesen Weg nahmen, zurückzuführen ist. Die genaue Untersuchung ist von Fachleuten aufgenommen worden, welche von der Regierung nach dem Fundort geschickt sind.

— Die Menagerie des Prinzen von Wales. Die seltenen und kostbaren Tiere, die der Prinz von Wales während seiner letzten Reise durch Indien von Fürsten und Radschahs zum Geschenk erhalten hat, sind jetzt von Kalkutta in England angekommen. Auf Wunsch des Prinzen werden die Tiere ein Heim im Londoner Zoologischen Garten finden und dort eine in sich abgeschlossene Sammlung bilden, die bald dem Publikum zugänglich gemacht werden wird. Die Sammlung enthält u. a.: drei Tiger, zwei Leoparden, zwei Bären, ein Rhinoceros, einen Elefanten, zwei Wanderaus oder schwarze Bartaffen, einen Gibbon-Affen, zwei wilde Steinböcke vom Himalaja, eine Rüssel-Schlange, ein Moschustier, zwei Sumppfhirne, einen Sambur oder Rothhirsch, zwei Albino-Hirsche, zwei Nilgau-Antilopen, fünf indische Antilopen, eine Ghoral-Antilope, eine viergehornte Antilope, sieben gehörnte Hauschafe, zwei wilde indische Schafe, eine seltene Bulldogge, zwei merkwürdige Exemplare einer besonderen Drosselart, zwei Tauben mit grünen Flügeln, zwei Purpursafane, ein Monaul, eine Art Glanzfasan, und zwei seltene indische Rebhühner. Die Tiere waren von zwei bewährten englischen Tierwärttern abgeholt worden und haben die Reise fast sämtlich gut überstanden. Nur das Rhinoceros verursachte einen aufregenden Zwischenfall. Man hatte ihm Gelegenheit gegeben, auf dem Deck ein wenig frische Luft zu schnappen, aber das sonst so phleg-

matische Tier zeigte plötzlich einen ausgeprägten eigenen Willen und war nicht mehr in den Käfig zurückzubringen.

— Neber den Fang eines großen Menschenhais in der Nähe von Pola bringt das „Wiener Fremdenblatt“ folgenden Bericht: Der Dampfer „Quarnero“ sichtete 4 Meilen von der Insel Cherso gegen Arbe einen großen Menschenhai. Das Schiff kam in die unmittelbare Nähe des Tieres, das regungslos im Wasser lag, und die Rückenfinne über den Wasserspiegel streckte. Als das Schiff hielt, ließ sich der Hai einige Meter in die Tiefe, kam aber gleich wieder an die Oberfläche. Man befestigte an einem starken Tau einen entsprechenden Köder. Als der Hai das weiße Bündel bemerkte, besaß er es etwas mißtrauisch und machte dann einen Versuch, anzubeißen, ließ jedoch den Köder sofort wieder los. Als der Angelhaken zum zweiten Male ausgeworfen wurde, besann sich die Bestie nicht länger und schnappte zu. Der Dampfer zog an und der Hai wälzte sich auf dem Rücken, furchtbar herumschlagend. Man ließ das Tau langsam nach, bis sich der Gefangene müde getobt hatte, was über eine Stunde dauerte. Endlich schienen die Kräfte des Fisches nachzulassen, er wurde nahe an den Dampfer herangebracht und ihm ein schweres Tau um die Kiemen geworfen, das durch die Ankerwinde fest zugezogen wurde. Auf diese Art gelang es, die gefährliche Meereshäute unschädlich zu machen und sodann in den Hafen von Pola zu schleppen. Der Kapitän des Schiffes, der selbst bei dem Aufziehen des Fisches Hand anlegte, erlitt dabei eine schmerzhafteste Verwundung. Als er gerade das Tau, an dem der Hai hing, in der Hand hielt, machte das Tier eine Bewegung und seine Hand wurde vom Tau an die Spierenägeln gedrückt, so daß das erste Glied des rechten Zeigefingers zerquetscht wurde. In Pola hatte sich, da der Dampfer mit dem Meeresungeheuer im Schlepptau ankam, eine große Menschenmenge angesammelt, die sich stoßend und schiebend drängte, um das interessante Schauspiel zu sehen. In dem Wagen des fast 5 Meter langen Tieres fand man einen ziemlich großen Delphin und einige große Knochen, die von Delfinen herrühren. Der letzte Fund berechtigt zu der Annahme, daß der Fisch, einem Auswandererschiffe folgend, im Mittelwasser des Schiffes die ausgeworfenen, in das Adriatische Meer gelangte. Das gefräßige schlecht gewordenen Fleischstück ergriffen. Bereits vor vierzehn Tagen hatte die „Quarnero“ den Hai bei Lussin verfolgt und vor acht Tagen wurde er bei Promontore gesichtet.



Unterhaltungs-Beilage
der Kamener Zeitung für Stadt und Land

Um den Mammon.

Roman von Georg Dionkowsky.

In einem der vornehmsten Weinrestaurants, in der Mitte der Stadt gelegen, ging es ganz besonders lebhaft zu. Die Theater waren soeben beendet und das elegante Publikum aus den Logen fand sich zum größten Teil nach Schluß der Vorstellung in diesem Restaurant zusammen, um das opulente Abendessen einzunehmen. Später pflegten auch die Künstler der Theater hier zu erscheinen, und es machte den Theaterbesuchern ein doppeltes Vergnügen, die Sänger oder Schauspieler, die sie vorhin auf der Bühne in ihren Rollen bewundert hatten, sich jetzt als gewöhnliche Sterbliche bewegen zu sehen. Die meisten der Gäste waren auch mit den Theatermitgliedern persönlich bekannt, und es entspann sich darum abends hier eine sehr anregende und geistreich lustige Geselligkeit.

In einem der größten Zimmer, allgemein das „Künstlerzimmer“ genannt, ging es ganz besonders lebhaft her. An der großen Tafel, welche fast die Hälfte des Zimmers einnahm, knallten die Sektproppen und eine laute, übermütige Unterhaltung flog hinüber und herüber. Die Gesellschaft bestand zum größten Teil aus Künstlern; auch einige Damen waren vertreten.

Das Hauptinteresse dieses Abends drehte sich um einen verhältnismäßig noch jungen Mann mit schwarzem Schnurbart, der sich in weichem süddeutschem Dialekt angeregt mit seinen Nachbarn unterhielt, woraus man erfuhr, daß derselbe Vizekonsul eines süddeutschen Staates und eine Persönlichkeit sei, die in Hamburg in allen Sport- und Lebenskreisen eine ganz bedeutende Rolle spielte. Das Thema der Unterhaltung bildete die in den nächsten Tagen stattfindende Segelregatta auf der Alster, bei welcher der Vizekonsul mit seiner Yacht um den Siegespreis ringen wollten.

Mitten während des lauten und lebhaften Gesprächs trat der Oberkellner an den Tisch und flüsterte den Vizekonsul die Meldung zu, daß ein Herr, der seinen Namen nicht genannt habe, ihn zu sprechen wünsche.

Der Vizekonsul stand ohne weiteres auf, bat für einen Augenblick um Entschuldigung und folgte dem Oberkellner auf den Korridor hinaus, wo ein Herr in Zylinder und hochgeschlagenem Ueber-

vor hinaus, wo ein Herr in Zylinder und hochgeschlagenem Ueberrock harrte, der sofort auf den Vizekonsul zuing und ihm heimlich einige Worte zuflüsterte.

Dieser ließ sich darauf von dem Oberkellner seinen Hut und Ueberzieher aus der Garderobe holen, beauftragte ihn, sein plötzliches Verschwinden bei der Gesellschaft, mit welcher er soupiert hatte, zu entschuldigen, und verließ mit dem Fremden in auffälliger Hast das Restaurant.

Es war ungefähr zwei Uhr nachts. Die Straßen waren still und einsam; in grellem Licht leuchteten die blühenden Fenster des Alsterpavillons und warfen den Widerschein ihrer Lichter in das Alsterbassin, das im weiteren Umkreise schwarz und tot und regungslos dalag. Ein feiner Frühjahrsnebel umgab die schwarzen Umrisse der Häuser mit leichten hellen Schatten; die Luft war warm und mild, man befand sich im April und die letzten Tage hatten schönes, warmes, sonniges Wetter gebracht.

An der nächsten Straßenecke rief der eine der beiden Herren eine Droschke heran; sie stiegen ein und nannten dem Kutscher eine sehr entfernte Straße in der Hafengegend St. Pauli's, wohin das Gefährt sie bringen sollte.

Erst als der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, kam ein Gespräch zwischen den beiden Männern zu stande. „Sie haben ihn selbst gesehen?“ fragte der Vizekonsul seinen Begleiter.

Dieser nickte. „Es sieht sehr schlecht mit ihm,“ sagte er, „er ist schwach und apathisch, und da ich fürchte, daß er den morgigen Tag nicht erleben könnte, hielt ich es für besser, Sie noch heute zu ihm zu führen.“

„Und er hat gewünscht, mit mir zu sprechen?“ fragte der Vizekonsul weiter.

„Ich habe ihm nahegelegt, Ihnen seine letzten Wünsche mitzuteilen, und er hat schließlich eingesehen, daß es wohl das Beste für ihn sein würde,“ erwiderte sein Begleiter.

Die Herren schwiegen, indes der Wagen durch die menschenleeren, nur von einzelnen Laternen erleuchteten Straßen rollte. Endlich war er auf St. Pauli angelangt und hielt an der Straßen-

Wenn sich zwei Menschenkinder . . .

Wenn sich zwei Menschenkinder
Gar wunderbar verstehn,
So müssen sie durchs Leben
Ganz eng verbunden gehn.

Da gibt es kein Bedenken,
Ein Hinderniß gibt es nicht,
Wenn Auge ruht in Auge,
Wenn Herz zum Herzen spricht.

Viel eher müßt' die Sonne
Am Mittag untergehn,
Als daß sich Herzen trennten,
Die sich so ganz verstehn.

ede, die der eine der beiden Herren als Endziel bezeichnet hatte.

Man lohnte den Kutscher ab und die Insassen gingen zu Fuß in eine enge Querstraße hinein. Es war zur Zeit, als die Gänge- und Hofe-Viertel in der Hafengegend noch nicht niedergelegt waren, und in eins jener verächtlichen Gängeviertel wagten sich die Herren hinein, nachdem sie sich vorher genau informiert hatten, daß sie auf dem richtigen Wege seien.

In diesem Gängeviertel hatte ein geriebener Unternehmer eine Herberge für Leute eingerichtet, welche Ursache hatten, das Licht des Tages und der Offenheit zu vermeiden. Und wenn sein Versteck auf der finsternen Hamburger Polizei bekannt war, so besaß es doch so viele Türen, Ausgänge und verborgene Kammern, daß es in der Tat schwergefallen wäre, hier jemand, der sich nicht sehen lassen wollte, ausfindig zu machen.

In dem schmalen Gang, den die beiden Herren betraten, herrschte vollständige Dunkelheit, so daß der Vizekonsul etwas betreten zurückfuhr, aber sein Begleiter reichte ihm die Hand.

„Folgen Sie mir Schritt für Schritt, und es kann Ihnen nichts passieren!“ sagte er.

Durch unglaublich enge Windungen führte der Weg zwischen Häusern vorbei, die sich so dicht gegenüberstanden, daß man von dem einen Haus das andere mit der Hand erreichen konnte; der Weg hatte in der Mitte eine schlecht gepflasterte Gasse und durch diese mußte man weiterlaufen, daß das schmutzige, übelriechende Wasser ausspritzte, während man auf dem schlüpfrigen, holprigen Pflaster fortwährend stolperte. Bald stiegen die Männer zwei ausgestretete Holzkufen bis zur Tür eines Hauses empor, die nicht verschlossen war, sondern sich auf einen leisen Druck nach innen öffnete. Ein Raum, der stark nach Spirituosen und kaltem Tabak duftete, umfing sie; er war matt erhellte; der Schimmer einer Laterne leuchtete den Eintretenden aus einer Ecke entgegen.

Der eine der beiden Männer näherte sich der Laterne, die auf einer Bank stand, daneben saß ein Mensch, anscheinend ein Hausknecht, in einem sehr fragwürdigen Nachtkostüm und schloß den Schlaf des Gerechten. Der Fremde schüttelte ihn an der Schulter. Brummend und sich langsam ermunternd sah der Bursche um sich, dann erhob er die Laterne und leuchtete dem Fremden ins Gesicht.

„Du kannst jetzt das Haus verschließen, und schlafen gehen. Ich habe den Schlüssel zum hinteren Ausgang. Wenn wir beide fortgehen, brauchen wir dich nicht zu stören!“ sagte der Fremde zu ihm und holte aus der Hosentasche eine Handvoll Geld, aus der er dicht unter dem Scheine der Laterne ein blankes Faltgeld herausfachte, welches er dem Burschen in die geöffnete Hand schob.

Dieser schüttelte sich frierend und schlaftrunken, erwiderte kein Wort, sondern verschloß schweigend die Haustür, welche ins Freie führte.

Inzwischen hatte der Fremde ein Wachslicht angezündet und zu dem noch immer etwas betreten dreinschauenden Vizekonsul gewandt sagte er:

„Wenn Sie mir jetzt weiter folgen wollen?“

Die beiden Herren gingen durch eine Seitentür aus dem Schankraum hinaus. Er stiegen sie einige Stufen hinauf, dann schritten sie durch einen langen, schmalen Gang. Hierauf ging es wieder zwei ganz enge, steile Treppen empor, danach wieder durch einen Gang und so eine Weile hindurch, treppauf, treppab, daß es dem Uneingeweihten sehr schwer möglich gewesen wäre, sich wieder aus diesem Labyrinth zurückzufinden.

Endlich machten sie Halt und traten gleich darauf in ein Zimmer ein, welches einen unerwartet freundlichen Anblick bot. Eine mit einem gelben Schleier bedeckte Lampe verbreitete ein gedämpftes geheimnisvolles Licht durch den Raum, der zwar niedrig, aber ziemlich geräumig war. Eine ganze Reihe niedriger Fenster, die dicht nebeneinander lagen, nahm die eine ganze Seite des Raumes in Anspruch; die Fenster waren dicht verhängt, zum Ueberfluß zierten sie weiße Gardinen, wie man sie in kleinbürgerlichen Häusern findet. An den andern Wänden standen alte Möbelstücke, darunter ein Bett, das unter einer schrägen Wand stand, ein Beweis dafür, daß man sich in dem Giebel eines Hauses, direkt unter der Giebelwand befand. Dem Bett gegenüber stand ein altes Sofa, vor diesem ein Tisch und auf dem Tisch die Lampe, die das Zimmer erhellte.

Als die beiden Herren eintraten, regte sich auf dem Sofa eine Gestalt und gleich darauf wurde unter dem Scheine der Lampe ein Männerkopf sichtbar, der beim ersten Anblick einen geradezu grauenhaften Eindruck hervorrief. Das Gesicht war gelb, die Wangen eingefallen, die Nase spitz; zwei dunkle, große, umrandete Augen blickten mit erschrockenem Glanz mittelalterlich unter der hohen blauen Stirn hervor, ein Kranz wirrer schwarzer Haare, der die Stirn umgab, war Beuge davon, daß der Mann kein Greis war,

da auf dem Sofa lag, sondern daß eine schwere Krankheit ihm so ganz den Stempel der Schwäche und Kraftlosigkeit aufprägte.

„Wen bringen Sie mir, Doktor?“ fragte der Kranke mit ächzender Stimme und mit wirren Blicken zu der eleganten Erscheinung des jungen Vizekonsuls, der an den Tisch getreten war, emporblickend.

„Das habe ich Ihnen ja gesagt,“ erwiderte der Angeredete. „Der Herr ist der akkreditierte Beamte Ihres Heimatstaates; er ist der einzige, dem Sie Ihr Geheimnis anvertrauen können, der einzige, der für Sie und, falls Sie Anverwandte haben, auch für diese in Ihrem Sinne handeln kann.“

Der Kranke lehnte sich zurück und schloß die Augen. Nach einer kurzen Weile sagte er leise vor sich hin: „Ich weiß, ich weiß, — aber er ist doch ein Beamter und ich möchte wohl von ihm selber wissen, ob er als solcher die Pflicht hat, den englischen Gerichten Dienste zu leisten?“

„Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, was ich Ihnen bereits gesagt habe, daß der Herr in seiner Eigenschaft als Vizekonsul Ihres Heimatstaates, ebenso wie ich in meiner Eigenschaft als Ihr Rechtsbeistand, verpflichtet ist, über ein Geheimnis, das Sie uns als solches anvertrauen, tiefstes Schweigen zu bewahren und nur mit Ihrer Erlaubnis davon Gebrauch zu machen.“

Der Begleiter des Vizekonsuls gab dem Kranken mit leiser Stimme, aber sehr determiniertem Ausdruck diese Auskunft.

Der Kranke bat statt einer Antwort, man möge ihm seine Medizin reichen, die auf einem der Möbelschilde stand.

Der fremde Herr reichte sie ihm und während der Kranke einen Löffel der hellen Flüssigkeit schlürfte, flüsterte der Fremde ihm energisch in die Ohren:

„Sie ziehen mich jetzt schon seit drei Tagen am Narrenseile herum! Auf Ihre Veranlassung habe ich mitten in der Nacht den Herrn Vizekonsul zu Ihnen gebracht. Wenn Sie auch heute sich zu sprechen weigern, so werden wir uns nicht weiter um Sie kümmern. Sie mögen dann mit Ihrem Geheimnis sterben oder nicht, das soll uns gleichgültig sein.“

„Lassen Sie mir nur noch einige Augenblicke Zeit,“ jammerte der Kranke. „Ich bin so schwach, so aufgeregt, ich will mich erst ein wenig sammeln.“

„Nun, gut, wir lassen Ihnen Zeit!“ erwiderte der andere und ging zu dem jungen Vizekonsul, der noch immer stumm in der Mitte des Zimmers stand. „Nehmen Sie sich einen Stuhl,“ sagte er zu diesem, „und setzen Sie sich zu mir!“

Der Vizekonsul schob ein wenig den dunklen Vorhang, der die Fenster bedeckte, beiseit und versuchte hinauszublicken. Er sah in der Finsternis nur so viel, daß sich dicht gegenüber ein gleiches vielstöckiges Haus erhob und als er einen Blick in die Tiefe zwischen die Häuser warf, sah er dunkles Wasser geheimnisvoll glitzern. Kein Zweifel, die Fenster sahen auf eins der zahllosen Fleete hinab, welche diesen Teil der Hafenstadt nach allen Richtungen durchschnitten.

„Sie sind mir noch immer die Aufklärung schuldig, — auf welche Weise Sie die Bekanntschaft dieses geheimnisvollen Kranken gemacht haben?“ fragte nach einer Pause der Vizekonsul seinen ihm gegenüber sitzenden Begleiter.

Dieser hatte seinen Hut abgenommen; man sah ein schmales Gesicht mit blonden Haaren und blondem Schnurrbart; ein goldener Kneifer gab ihm das Ansehen eines höheren Justizbeamten. Auf die Anrede des Vizekonsuls zuckte er die Achseln.

„Sie wissen,“ sagte er, „nachdem man mir eines Freundschaftsdienstes wegen, den ich einem Klienten erwiesen habe, die Fähigkeit, als Rechtsanwalt zu praktizieren, genommen hat, bin ich der Rechtsbeistand der Verlorenen, der dunklen Existenzen geworden. Und so großen Widerwillen mir anfangs auch dieses Gewerbe einflößte, ist es mir doch mit der Zeit sehr vertraut, ja, ich möchte sogar sagen, lieb geworden, denn ich hatte Gelegenheit, in Abgründe der menschlichen Seelen zu blicken, in die sonst kein Sterblicher einen Blick tun kann; ich habe aber auch Gelegenheit gehabt, viel Gutes zu stiften und ganz elende, halloze Seelen wieder zur Menschlichkeit zurückzuführen. Indessen ich will Sie damit nicht aufhalten. Als ich Ihnen heute Abend von dem Kranken hier Mitteilung machte, der gern die Hilfe seiner Heimatbehörde in Anspruch nehmen wollte, konnte ich Ihnen näheres nicht mitteilen.“

„Ich war stark beschäftigt!“ warf der Vizekonsul ein. „Desto liebenswürdiger war es von Ihnen, daß Sie bereit waren, mir in der Nacht hierher zu folgen.“

„Nun ja, da Sie mir sagten, daß es am Tage unmöglich sei, ohne ein großes Aufsehen zu erregen, so mußte ich mich wohl zu diesem nächtlichen Streifzug bequemen,“ erklärte der Vizekonsul.

Die Herren sprachen halblaut; der Kranke lag pathisch da und schloß leise vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitliches.

Bei Magenleiden

leistet oft ein Tee von Bernut und Sonig mit ein wenig gutem Rum oder etwas Wein gute Dienste. Dazu Warmhalten des Rückens. Die Nieren sind sehr wichtige Organe des Körpers. In gesundem Zustande sind sie in eine Lage Fett eingehüllt, ein Beweis, daß sie warm gehalten werden sollen. Bei Erkältung derselben tritt in ihren Gefäßen eine Störung des Blutumlaufs ein, so daß das Blut sein Eiweiß verliert. Dieses ist aber eins der wichtigsten Lebenselemente, das die Aufrechterhaltung der Körperfunktion bedingt; wenn aber das Eiweiß durch die Kälte ausgeschieden wird, ist es für den Körper verloren. Darum ist es, besonders bei älteren Leuten, von Wichtigkeit, den Rücken stets warm zu halten. Zwischen den Schulterblättern sitzen die Lungen. Jeder weiß, wie leicht ein kalter Wind auf den Rücken Erkältung herbeiführt; das Eiweiß mit dem Rücken gegen das Fenster oder eine Tür ruft infolge des Zuges nicht selten einen Katarrh hervor; deshalb sollten die Stellen zwischen den Schultern bei kalter Witterung besonders geschützt werden und Personen von über fünfzig Jahren und solche, die an Beschwerden der Atmungsorgane leiden, sollten dort ein Stück Flanell tragen, um die Körperwärme zusammen- und die Einwirkung der Kälte von außen abzuhalten. Die meisten an der Lunge leidenden Personen glauben schon genug getan zu haben, wenn sie die Brust ordentlich verwahren, während doch der Schutz des Rückens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger ist.

Die Beseitigung des Handschweisses.

Der Handschweiß ist für den davon Betroffenen ein höchst lästiges Uebel. Bei den geringeren Graden des Leidens fühlen sich die Hände infolge der Verdunstung des Schweißes kühl, feucht und klebrig an. In höheren Graden aber rinnt der Schweiß in förmlichen Tropfen herab, so daß alles, was in die Hand genommen wird, beschmutzt wird und Fettflecke erhält. Natürlich sind derartige Kranke in erheblichem Grade in ihrer Berufstätigkeit gestört und auch im gesellschaftlichen Verkehr gehemmt. Zugleich haben sie die unangenehme Empfindung, als ob ihnen fortwährend die Hände fröhen. Das Leiden ist oft recht hartnäckig und die Beseitigung schwer. Glacehandschuhe, welche die Verdunstung des Schweißes hindern und fast gänzlich undurchlässig sind, dürfen nicht getragen werden. Besser sind Lederhandschuhe mit rauher Oberfläche, am besten gewebe oder gestricke Handschuhe. Das vielfache Waschen mit reinem Wasser ist zu vermeiden, dagegen zweckmäßig ist der Gebrauch der Toilettenessige, der spirituösen und alkalischen Waschwässer. Man schütte etwas kölnisch Wasser oder Spiritus in das Wasser oder wasche mit Tannin- oder Alaunlösung. Nützlich sind Einreibungen mit 25prozentigem Bor-spiritus. Danach müssen die Hände gerubert werden.

Gegen Schmerzen im Handgelenk

habe man täglich dreimal eine Viertelstunde und zwar in heißem Kartoffelwasser, das heißt Wasser, in dem ungeschälte Kartoffeln vollständig weich gekocht sind. Beide Hände muß man bis über das Gelenk unter steter Bewegung in dem Bade belassen; dann trocknet man ab und reibt die kranke Hand mit heißem Fett ein, wickelt sie hierauf in Baumwolle und beläßt sie hierin bis zum nächsten Bade.

Der Schmerz bleibt still zurück in der vergang'nen Stunde, ein Sohn der Erde, die ihn sterblich zeugt; doch Freude lebt, die zarte Himmelstochter, klar als ein ewiger Gedanke fort und jeder neue Morgen bringt sie wieder!

Vielen teile deine Freuden.
Allen Munterkeit und Scherz,
Wenig Elden deine Leiden,
Auserwählten nur dein Herz!

Ich sprach zur Sonne: Sprich, was ist die Liebe? sie gab nicht Antwort, gab nur goldnes Licht. Ich sprach zur Blume: Sprich, was ist die Liebe: sie lächelt sanft und gab mir süßen Duft. Ich sprach zum Er'gen: Sprich, was ist die Liebe, ist's heil'ger Ernst? ist's süße Ländelei? Da gab mir Gott ein Weib, ein treues, liebes, und nimmer frag' ich, was die Liebe sei.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz sind leichtlich abgerieben, wenn jener nichts zu mahlen hat und dieses nichts zu lieben!

Der Hut ist bei manchen Menschen das Einzige, was an den Kopf erinnert.

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn, ein junges Weib, ein alter Mann zusammen sich nicht reimen wohl; ein Jeder Gleiches nehmen soll!

— Indianische Mädchen als Handelsware. Die kanadische Regierung schenkt seit einiger Zeit dem Handel mit indianischen Mädchen, der in den unfruchtbarsten Distrikten Britisch-Kolumbiens in Blüte steht, ernste Aufmerksamkeit, besonders da die Provinzialbehörden unfähig zu sein scheinen, dem Uebel abzuhelfen. Der Handel wird besonders von den Kap-Mudge-Indianern an der Nordküste von Britisch-Kolumbien betrieben, in neuerer Zeit haben sich aber auch die Kock-Bay-Indianer diesem schändlichen Gewerbe zugewandt. Gewöhnlich werden die in sehr jugendlichem Alter stehenden Mädchen in die östlichen Provinzen, auch in die Vereinigten Staaten geschleppt und kommen dort dann elend um oder werden dem Laster in die Arme getrieben. Die Regierung will diesem Handel so schnell wie irgend möglich ein Ende machen.

Das Schlachtdenkmal bei Gitschin.

Auf dem Schlachtfelde bei Gitschin in Böhmen, wo sich am 29. Juni 1866 Preußen und Oesterreich im Bruderkampfe gegenüberstanden, ist vor wenigen Tagen zum Gedächtnis der Gefallenen beider Heere eine Gedächtniskapelle geweiht worden. General Cam Gallas hatte die Höhen bei Gitschin besetzt und wurde nach hartem Kampfe durch die fünfte Division des dritten Korps der Armee des Prinzen Friedrich Karl unter General Tümpeling, den später General Werder mit der dritten Division unterstützte, aus seiner Stellung verdrängt. Die Stadt selbst, welche von den Sachsen besetzt war, wurde im Straßenkampfe Haus für Haus erobert. Mit besonderer Bedeutung war dieses Gefecht insofern, als dadurch die Vereinigung der Armee des Prinzen Friedrich Karl mit derjenigen des Kronprinzen erzwungen wurde.

